

Verstörung oder Ergänzung?

Eindrücke vom Fachtag der AG Drogen Pforzheim am 05.05.2010 zum Potenzial der systemischen Familientherapie für die Suchthilfe

Karl Lesehr, DPWV LV Baden-Württemberg

Als in den 80er Jahren eine wachsende Zahl von Mitarbeitenden der Suchthilfen sich familientherapeutisch qualifizierte, war dies nicht nur ein Tribut an den psychotherapeutischen Zeitgeist, sondern auch der Versuch eines Brückenschlags zwischen den alten sozialarbeiterischen Konzepten der Suchtberatung und den bis dahin in der Suchttherapie dominanten tiefenpsychologischen Therapiekonzepten. Eine systemische Orientierung hat in der sozialen Arbeit v.a. mit alkoholabhängigen Menschen eine lange Tradition, sei es als Einbeziehung und Stärkung der Angehörigen in einen gemeinsamen Entwicklungsprozess (Koabhängigkeit), sei es in der Betonung der Bedeutung der Selbsthilfegemeinschaften. Und dort, wo paar- und familientherapeutische Arbeit als Instrument der Veränderung genutzt wurde, war die Nutzung einer Mehrgenerationenperspektive angesichts einer Generation von Menschen mit Kriegs- und Vertreibungserfahrungen fast zwangsläufig. Und in manchen Suchtberatungsstellen gab es damals auch schon intensivtherapeutische Modelle (Wochenendseminare oder ganze Therapiewochen mit mehreren Paaren, selten auch ganzen Familien). Mit der Formalisierung der ambulanten Reha seit 1991 verloren diese fachlichen Impulse aber zunehmend an Bedeutung, zumal ja systemische Therapie nicht als suchtrehabilitative Qualifikation von den Leistungsträgern anerkannt war.

Man hätte deshalb erwarten können, dass zum Fachtag der AG Drogen in Pforzheim unter dem Titel „systemische Therapie und ihr Potenzial für die Suchthilfe“ sich viele systemisch und familientherapeutisch Ausgebildete aus der ambulanten Suchthilfe in Baden-Württemberg ein Stelldichein geben würden. Tatsächlich aber stammte der Teilnehmerkreis von gut 90 Fachleuten – von ein paar Ländergrenzen überschreitenden Experten abgesehen – überwiegend aus dem regionalen Einzugsbereich. Diesen oft unmittelbaren Kooperationspartnern der AG Drogen in Pforzheim wurde aber ein Vortrags- und Diskussionsprogramm präsentiert, das sehr klar strukturiert und von hoher fachlicher Qualität war, v.a. aber in allen Teilen unmittelbar praxisrelevant und anregend war und eine breitere fachliche Resonanz innerhalb der ambulanten Suchthilfe mehr als verdient hätte.

Verblüffender weise gelang es schon dem derzeitigen Interims-Sozialbürgermeister der Stadt Pforzheim, der mit seiner Fachfremdheit gekonnt kokettierte, in seinem Grußwort die Bedeutung dieses Fachtags in der aktuellen wirtschaftlichen Situation zu verdeutlichen. Gerade wenn eine Kommune wie Pforzheim zu dramatischen Sparmaßnahmen gezwungen sei, müsse sich der Blick darauf richten, welche Leistungen und Aktivitäten die breitesten und nachhaltigsten Wirkungen zeigten. Sparen dürfe sich nicht in Kürzungen erschöpfen, sondern müsse auch in den strategisch für unsere gesellschaftliche Entwicklung wichtigen Bereichen mit klaren Schwerpunktsetzungen und vielleicht sogar verstärkten Investitionen verbunden sein, um auch nachhaltige Einspareffekte zu erzielen.

Kirsten von Sydow von der Uni Hamburg und vom Mitveranstalter, der Deutschen Gesellschaft für systemische Therapie und Familientherapie, berichtete von den Ergebnissen ihrer Forschungsstudie zur Wirksamkeit systemischer Therapie bei Suchtstörungen. Auch wenn die ganz überwiegende Zahl der wissenschaftlich auswertbaren Forschungen aus den USA stammt und die Bundesrepublik in diesem Forschungsbereich noch quasi Entwicklungsland ist, ergibt sich aus der Auswertung dieser Studien doch ein sehr klares Bild: zumindest bei Jugendlichen und Erwachsenen mit Suchtstörungen hat systemische Therapie fast durchgängig eine deutlich höhere Wirksamkeit als andere Therapieverfahren. Verblüffend bei den differenziert dargestellten Ergebnissen ist, dass mit systemischer Therapie nicht nur eine deutlich bessere Haltequote in der Betreuung erreicht werden konnte, sondern dass v.a. auch bei den einbezogenen Angehörigen deutliche Verbesserungen abgebildet werden konnten. Dies ist v.a. auch im Hinblick auf die Beurteilung der Kosteneffizienz bedeutsam: zwar ist systemische Therapie in der Regel aufwändiger und kostenintensiver als andere Interventionsmaßnahmen; angesichts der Wirkung auf eine Vielzahl von Systemteilnehmern und v.a. auch der nachweislichen Langfristigkeit von Wirkeffekten sollte die Nutzung systemischer Therapie aber so oft wie möglich auch aus wirtschaftlichen Gründen genutzt werden.

Andreas Gantner vom Therapieladen Berlin berichtete von den Erfahrungen, die seine Einrichtung mit der multidimensionalen Familientherapie im Rahmen der europäischen INCANT-Studie gesammelt hat. Mit einem methodischen Konzept, das unterschiedliche Systemebenen aus der Lebenswelt der Klienten ähnlich wie im Casemangementkonzept der Sozialarbeit konsequent und alltagsnah verbindet, konnten im Vergleich zu traditionellen Interventionskonzepten qualifizierter Kinder- und Jugendlichenpsychotherapeuten deutlichere Stabilisierungen in kürzeren Behandlungszeiten erreicht werden. Aus seinen Fallskizzen wurde deutlich, dass dieser Handlungsansatz auf kooperationsbereite Versorgungspartner angewiesen ist und ein intensives Engagement für die Behandler bedeutet. Gleichzeitig wurde aber auch spürbar, dass der Faktor Zeit bei der Veränderung von Kommunikations- und Beziehungsmustern gerade auch in den sehr krisenhaften Entwicklungssituationen dieser Klienten und ihrer Familien von hoher Bedeutung ist und dass deshalb zeitlich dichte therapeutische Interventionen sehr hilfreich sind. Diese konstruktiven Erfahrungen des Therapieladens Berlin müssten eigentlich auch in Baden-Württemberg zur Nachahmung anregen, als unverzichtbare ambulante Ergänzung stationärer Interventionskonzepte von Jugendhilfe und Suchthilfe wie in JUST.

Marie-Luise Conen präsentierte in ihrem Vortrag die Grundzüge des Konzepts der aufsuchenden Familientherapie. „Eine Zukunft zu haben / zu sehen, ermöglicht es auch Hilfe zu suchen; wo aber keine Hoffnung mehr ist, da muss „man“ aufsuchen!“ Ausgangspunkt des von ihr vertretenen Konzepts ist die tagtägliche sozialarbeiterische Erfahrung, dass Veränderungsaufforderungen und Veränderungsdruck von außen eben nicht nur hilfreiche Unterstützungen in inneren Entscheidungsambivalenzen sein können, sondern dass solche Aufforderungen und sozialer Druck oft auf Menschen treffen, die mit Veränderungen eher schlechte Erfahrungen gemacht haben und ihnen skeptisch oder abweisend gegenüber stehen. Diese Lebenshaltung mit all ihren biografischen und familiengeschichtlichen Zusammenhängen ernst zu nehmen kann viel eher gelingen, wenn auch die Helfer in diese Alltagswirklichkeit eintauchen und das Bedingungsgefüge und die Handlungsressourcen des Klienten auch unabhängig von deren Fähigkeit und Bereitschaft zur eigenen Versprachlichung kennenzulernen bereit sind. Oft wird es erst in einer solchen aufsuchenden Arbeit möglich, durch den Aufbau einer

glaubwürdigen Vertrauensbeziehung realitätstaugliche Wahlmöglichkeiten zu entdecken und umzusetzen.

Im abschließenden Vortrag berichtete Uli Schierlinger von der AG Drogen dann von der Implementation und von den ersten Erfahrungen des Bundesmodellprojekts „aufsuchende Familientherapie für riskant konsumierende Jugendliche und deren Familien“ der AG Drogen in Pforzheim. Seine Schilderungen machten deutlich, dass eine solche Arbeitsweise nur dann wirksam werden kann, wenn sie von möglichst vielen Akteuren in der Versorgungsregion mitgetragen wird und deren Kompetenzen und Leistungen in einer gemeinsamen Orientierung zusammenführt. Systemische Arbeit kann ja nur soweit wirksam sein, als sie auch die Erfahrungen der Klienten mit den unterschiedlichen gesellschaftlichen Institutionen und anderen Helfern konstitutiv einbindet. Gleichzeitig wurde in seinen Fallskizzen aber auch in teilweise faszinierender Weise deutlich, welche Entwicklungspotentiale in Personen und ihren Beziehungssystemen stecken, die bei einer zu engen Fokussierung auf soziale Probleme, Konflikte oder Suchtverhalten auch für die beteiligten Helfer kaum mehr vorstellbar sind: Entwicklung kann sehr viel umfassender sein als eine bloße Problemlösung.

Was bleibt bei mir hängen nach diesem sehr inspirierenden Fachtag in einer sehr angenehmen Umgebung und Atmosphäre?

- Systemische Fachlichkeit: Es tut gut, die eigenen subjektiven Erfahrungen einer nachhaltigen und hohen Wirksamkeit systemischer Arbeit durch eine wissenschaftliche Expertise bestätigt zu hören. Dabei geht es mir nicht darum, die eigene therapeutische Orientierung als richtig bestätigt zu hören – in der Suchthilfepraxis sind wir glücklicherweise in aller Regel über den Abgrenzungstreit zwischen Therapieschulen hinaus. Ich merke aber, dass wir vor vielen Jahren mit den familientherapeutischen Experimenten offenbar sinnvolle Fragen gestellt und Wege versucht haben, und dass es sich lohnt, Kolleginnen und Kollegen immer wieder neu für systemisches Denken und Handeln zu begeistern.
- Systemisches Handeln in der Versorgungsstruktur und gegenüber der Politik: systemisches Denken darf sich aber nicht nur auf die unmittelbare Therapiearbeit mit veränderungsbereiten Klienten beschränken. Wir müssen gerade auch in der Suchthilfe Formen finden, wie wir eine solche wissenschaftlich nachgewiesene Wirksamkeit auch auf der kommunalen Ebene verdeutlichen und dort Mitstreiter für dieses Handlungskonzept gewinnen können – bei Fachkollegen und in der Kommunalpolitik. Die Wirksamkeit sozialarbeiterischer und therapeutischer Interventionen wird ja immer weniger nur in den Kategorien eines einzelnen Hilfebereichs sinnvoll bewertet werden können, sondern wir müssen selber das versuchen, was wir von Politikern und Kostenträgern immer wieder fordern: Vernetzung und Kooperation, Lebenswelt- und Sozialraumorientierung, alltagsrelevante Wirksamkeit unserer Hilfen.
- Einbindung der Suchthilfe in ein gesellschaftliches System von Veränderungsforderungen: nicht erst durch die Einbindung ins SGB II ist die Suchthilfe immer auch selber Akteur von gesellschaftlichen Veränderungsforderungen, seien sie ordnungsrechtlicher, strafrechtlicher oder leistungsrechtlicher Herkunft. Und oft reagieren wir auf solche offenen oder verdeckten Veränderungsaufforderungen aus der Gesellschaft ganz ähnlich wie unsere Klienten: an-

gepasst, weil diese Forderungen unseren eigenen Werthaltungen entsprechen; aber auch skeptisch-fatalistisch bezüglich möglicher Verbesserungen bis hin zu passiv-abwehrend, weil diese Forderungen nicht mit unseren Arbeitsvorstellungen vereinbar erscheinen. Solcher „Widerstand“ gegen Veränderungsanforderungen verbirgt sich aber bei uns manchmal auch hinter einer selbst geschaffenen Überlastung: wer sich mit scheinbar zwingend notwendiger Alltagsarbeit dicht macht, kann und braucht sich auch nicht ernsthaft mit seinen Wahlmöglichkeiten und Handlungsalternativen befassen. Die Konzepte einer systemischen Therapie bieten in dieser Situation Ansatzpunkte, das eigene professionelle Handeln so zu konzipieren, dass sich auch für unsere professionellen Blockaden und Resignationen wieder Entwicklungsmöglichkeiten zeigen können.

- Für wen sollten wir eigentlich vorrangig da sein? Die Zuständigkeitszuschreibungen an die ambulante Suchthilfe sind in den letzten Jahrzehnten noch viel schneller gewachsen als unser Glaube, eine solche Allzuständigkeit tatsächlich ausfüllen zu können. Gleichzeitig merken wir aber auch an vielen Stellen plötzlich, dass jahrzehntelang erfolgreich bearbeitete Tätigkeitsbereiche plötzlich auch von „Mitbewerbern“ aus anderen Hilfebereichen besetzt werden. Die ethischen Überlegungen, die hinter dem Konzept einer aufsuchenden Familientherapie stecken, könnten hilfreich sein, das Profil der psychosozialen Suchthilfe als Leistung der öffentlichen Daseinsvorsorge neu auszuhandeln und zu gestalten: „wo keine Hoffnung ist, da muss man aufsuchen“. Man muss sicher kein politischer Pessimist sein, um in diesem Satz ein großes Entwicklungspotential für die ambulante Suchthilfe zu sehen.

Ich hoffe, dass die Anregungen des Pforzheimer Fachtags Impulse sind, die zum Denken und Handeln unter neuen Prämissen und in neuen Strukturen und Vernetzungen anregen, in Pforzheim und weit darüber hinaus.